

Schüler reden mit

Klassenrat und Schülerparlament sind heute die beliebtesten Formen der Schülermitwirkung. Allerdings sei der Partizipation damit allein nicht Genüge getan, sagt Enikő Zala von der Pädagogischen Hochschule Zürich. Wie Mitwirkung funktionieren kann, zeigt das Beispiel der Tagesschule Mattenbach. Und während an den Mittelschulen die Schülerorganisationen eine lange Tradition haben, die allerdings unterschiedlich gelebt wird, ist Partizipation an den Berufsfachschulen teilweise noch im Aufbau.

Fotos: Reto Schlatter anlässlich eines Besuchs an der Tagesschule Mattenbach



Im Gespräch

«Partizipation hat viel mit Haltung zu tun»

Partizipation höre nicht nach der Klassenratsstunde auf, sagt Enikő Zala. Sie und ihr Team erforschen, wie Zürcher Schulen mit dem Thema umgehen.

Interview: **Reto Heinzel** Fotos: **Dieter Seeger**

Jede Lehrperson wünscht sich Schülerinnen und Schüler, die sich aktiv am Unterricht beteiligen. Wenn wir von Schülerpartizipation sprechen, geht es also vor allem ums Mitmachen im Klassenzimmer?

Natürlich geht es auch ums Mitmachen. Oftmals wird Schülerpartizipation aber vor allem mit formalen Gefässen wie dem Klassenrat oder dem Schülerparlament in Verbindung gebracht.

Müssen solche Gefässe von den Schulen angeboten werden?

Das ist von Kanton zu Kanton verschieden. Im Kanton Zürich zum Beispiel ist die Partizipation im Volksschulgesetz verankert. Dort heisst es: «Die Schülerinnen und Schüler werden an den sie betreffenden Entscheidungen beteiligt, soweit nicht ihr Alter oder andere wichtige Gründe dagegen sprechen.» Dieser Passus entspricht in etwa der Formulierung in der UN-Kinder-

rechtskonvention. Diese wurde 1997 von der Schweiz ratifiziert. In der Folge versuchte man, die Kinderrechte in die kantonalen Volksschulgesetze einzubetten. Dabei gingen die Kantone naturgemäss äusserst unterschiedlich vor.

Die Formulierung im Volksschulgesetz tönt eher allgemein ...

... und lässt auch grossen Interpretationsspielraum offen, ja.

Die Schulen sind also weitgehend frei darin, wie sie diese Bestimmung umsetzen wollen?

Grundsätzlich lässt der Gesetzgeber offen, in welcher Form die Schüler zu beteiligen sind, ja. Mittlerweile haben sich jedoch Klassenrat und Schülerparlament als institutionelle Gefässe klar durchgesetzt, wobei die Idee des Klassenrats ja eine längere Tradition hat – eine Stunde, in der die Klassenlehrperson mit den Schülern auch einmal über andere Themen disku-

tiert, das gab es auch schon früher. Diese institutionellen Gefässe können gut und unterstützend sein, die Wirkung kann aber auch kontraproduktiv sein.

Wie meinen Sie das?

Oft geht vergessen, dass Partizipation nach der Klassenratsstunde nicht aufhören darf. Partizipation bedeutet nicht primär, dass die Lehrperson etwas von ihrer Entscheidungshoheit abgibt, sondern dass die Schülerinnen und Schüler an einem Entscheid beteiligt werden. Darin liegt ein wesentlicher Unterschied. Die Kinder sollten ihre Wünsche und Bedürfnisse frei äussern können und die Erwachsenen sollten diese bei den Entscheidungen berücksichtigen. Entsprechend begreife ich Partizipation als Aushandlungsprozess. Partizipation hat also viel mit der inneren Haltung der Lehrperson zu tun und ob diese bereit ist, gewohnte Sichtweisen aufzugeben.

In Ihrem Forschungsprojekt untersuchen Sie die Partizipation an fünf Schulen im Kanton Zürich. Welche Situation haben Sie dort angetroffen?

Die Partizipationsgefässe wie Klassen- und Schülerrat sind an diesen Schulen allesamt ähnlich. Die Bereitschaft, Partizipation ausserhalb von diesen Gefässen zuzulassen, ist dagegen sehr unterschiedlich ausgeprägt. An einigen Schulen wird die Mitbestimmung der Kinder als eine Art Wunschkonzert verstanden. Das kann für Lehrpersonen schwierig sein, weil sie ja nicht einfach alle Wünsche erfüllen können. Es gibt aber auch ganz andere Möglichkeiten: Nehmen wir als fiktives Beispiel einen Hort, der eine neue Betreuungsperson anstellen will. Die Kinder werden von der Hortleitung gefragt, welche Eigenschaften des neuen Teammitglieds wichtig wären. Dabei kommt heraus, dass sie am liebsten jemanden hätten, der mit ihnen Fussball spielen



würde. Es geht also gar nicht darum, den Kindern die Personalentscheidung zu überlassen, sondern darum, etwas über ihre Wünsche und Bedürfnisse in Erfahrung zu bringen. Und möglicherweise fliesst dieses Wissen ja dann sogar in die Auswahl der Bewerberin oder des Bewerbers mit ein.

Wie lässt sich eine derartige Entwicklung unterstützen?

Wichtig ist, dass man Partizipation als Lernprozess aller Beteiligten begreift. Es dauert meist eine gewisse Zeit, bis Lehrpersonen und Schüler die nötige Routine entwickelt haben und wissen, in welchem Rahmen sie sich bewegen können und welche Entscheidungen möglich sind. Wenn es dann beispielsweise gelingt, die Schulkinder bei der Erstellung eines Regelwerks sinnvoll einzubinden, wirkt dies für die Lehrpersonen entlastend.

Können Sie ein konkretes Beispiel nennen?

In vielen Fällen geht es um den Fussballplatz und um die Frage, wie dieser sinnvoll aufgeteilt werden kann, damit am

Wie wirkt sich das auf die Schulkultur aus?

Dies kann die Schulkultur sehr stark verändern. Je länger ich mich mit dem Thema befasse, desto mehr neige ich übrigens zur Ansicht, dass es nicht möglichst viele oder grosse Partizipationsmöglichkeiten braucht. Auch die Form ist nicht entscheidend, sondern die Haltung dahinter. Wenn die Haltung stimmt, ist es völlig egal, ob Partizipation am Mittagstisch, im Matheunterricht oder im Klassenrat geschieht. Viel wichtiger ist, dass die Angebote ernst gemeint sind, dass die Lehrperson den Kindern zuhört und auch transparent macht,

fahren. Obwohl sie selbst nur wenig davon verstand, liess sich die Lehrperson darauf ein, sie nahm den Wunsch der Kinder ernst. Darauf strukturierte sie das Vorgehen, indem sie Leitfragen formulierte wie: Was wollen wir wissen, welche Quellen haben wir, um Antworten zu finden, wie gehen wir als Klasse vor? In diesem Prozess sei sie den Schülern keinen einzigen Schritt voraus gewesen, erzählte die Lehrperson, sie habe nicht gewusst, wie das «Produkt» am Schluss aussehen werde. In diesem Moment gab sie die traditionelle Rolle auf, als Wissende ihr Wissen weiterzugeben sowie den Prozess zu bestimmen und zu planen. Ein solches Experiment ist mit viel Unsicherheit verbunden, kann aber auch richtig Spass machen.

Durch Partizipation werden auch Hierarchien abgebaut. Wie weit darf eine Lehrperson dabei gehen?

Auch wenn die Lehrperson nicht weiss, wohin eine solche Reise geht, ist es doch wichtig, dass sie einen möglichen Weg aufzeigt und die Führung dabei nicht aus der Hand gibt. Die Hierarchie kann man nicht aufgeben, in der Schulen treffen die Lehrpersonen die Entscheidungen. Wenn die Erwachsenen aber bereit sind, zu überzeugen und sich gleichzeitig von guten Argumenten überzeugen zu lassen, dann sind sie auch bereit, ein kleines Stück an Macht abzugeben. Das macht sie aber nicht schwächer, sondern stärkt ihre Position.

«Wichtig ist, dass man Partizipation als Lernprozess aller Beteiligten begreift.»

Ende sowohl die älteren als auch die jüngeren Kinder zufrieden sind. Denn die Kleinen können halt schlecht mit den Grossen spielen, weil diese viel grösser und schwerer sind. Damit auf dem Platz Frieden herrscht, sind Regeln unabdingbar.

Sie haben gesagt, Partizipation bedeutet nicht, Macht abzugeben, sondern die Kinder an Entscheiden zu beteiligen.

auf welche Weise deren Meinung berücksichtigt wird oder warum sie nicht berücksichtigt werden kann.

Wie könnte ein solches Angebot aussehen?

Eine Lehrperson berichtete beispielsweise, dass ihre Schülerinnen und Schüler den Wunsch geäussert hätten, mehr über die aktuellen politischen Ereignisse zu er-

Enikő Zala-Mező (51) leitet das Zentrum für Schulentwicklung an der Pädagogischen Hochschule Zürich. Ein aktuelles Forschungsprojekt des Zentrums («Partizipation stärken – Schule entwickeln») ist der Frage gewidmet, wie Schulen die gesetzlich vorgeschriebene Partizipation umsetzen. Es wird durch die Stiftung Mercator Schweiz gefördert.



«Ein solches Experiment ist mit viel Unsicherheit verbunden, kann aber auch richtig Spass machen.»

Wann ist ein partizipatives Angebot erfolgreich?

Das Ziel kann durchaus im Prozess selbst liegen. Man braucht nicht zwingend auf das Lernergebnis fixiert zu sein. Wenn Sie an das zuvor geschilderte Beispiel denken: Das Ziel aus pädagogischer Sicht kann ja nicht nur darin liegen, den Schülern Details über aktuelle politische Ereignisse zu vermitteln. Vielmehr sollen die Kinder lernen, wie und wo sie zu zuverlässigen Informationen kommen. Es geht hier um Lernstrategien und damit um Dinge, die für das lebenslange Lernen benötigt werden.

Wann wird es schwierig?

Oft sehe ich, dass Erwartungen nicht erfüllt werden. Die Schüler entwickeln eine Idee, doch diese versandet, weil die Entscheidungswege zu lang sind. Weil sie vielleicht zunächst im Klassenrat und dann im Schülerparlament diskutiert wird, ehe sie zu den Lehrpersonen gelangt, die dann eine Antwort formulieren. Dieser Weg sollte deshalb kürzer sein, sonst verlieren nämlich nicht nur die Kinder den Faden, sondern auch die Schule. Das ist kontraproduktiv.

Welche Überlegungen stehen eigentlich hinter der Partizipationsidee? Geht es darum, die Kinder zu guten Demokratinnen und Demokraten zu erziehen?

Das ist sicher ein Ziel. Demokratiebildung und Partizipation hängen zusammen, auch wenn sich direkte Zusammenhänge nicht empirisch nachweisen lassen. Wenn Kinder aber durch Partizipation lernen, andere Meinungen zu akzeptieren und in einer Diskussion damit umgehen zu können, dann sind das wichtige Erfahrungen. Zudem wird das Selbstbewusstsein der Kinder gestärkt, weil sie erleben, dass ihre Meinung zählt. Sie sind den Dingen nicht einfach ausgeliefert, sondern können Einfluss nehmen.

Wovon hängt die Motivation der Schülerinnen und Schüler zur Partizipation ab?

Sie hängt stark von den Lehrpersonen ab, Mitwirkung braucht Ermutigung und echte Möglichkeiten. Wir haben festgestellt, dass in Kontexten, in denen Partizipation gut funktioniert, eine positive, von gegenseitiger Wertschätzung getragene Atmosphäre herrscht. Die Kinder werden von den Lehrpersonen als Partner wahrgenommen. Wenn die Vorschläge von Kindern und Jugendlichen dagegen unberücksichtigt bleiben, ist es viel schwieriger, diese zum Mitmachen zu bewegen.

Kleinere Kinder können sich noch nicht so präzise ausdrücken und möglicherweise auch nicht immer klar for-

mulieren, welche Bedürfnisse sie haben. Wie verändert sich die Partizipation im Laufe der Jahre?

Als Argument gegen die Partizipation wird oft ins Feld geführt, Kinder seien noch nicht in der Lage, rationale Entscheidungen zu treffen. Diese Sichtweise ist gefährlich, weil damit verhindert wird, dass Kinder Partizipation erlernen. Wir gehen davon aus, dass die Fähigkeit zu partizipieren eine lernbare Kompetenz ist und man den Kindern diese Chance bieten muss.

Apropos Kompetenz: Welchen Stellenwert hat Partizipation eigentlich im Lehrplan 21?

Es gibt eine enge Verbindung mit dem kompetenzorientierten Unterricht. Dort geht es, kurz gesagt, um Wissen, Können und Wollen. Wir erwarten, dass die Kinder selber wollen, und wir wissen, dass es echte Partizipation braucht, um ebendiese Motivation aufzubauen. Es ist also ein sehr aktuelles Thema.

Die Schulen sind mit vielen Erwartungen konfrontiert. Lohnt es sich überhaupt, viel Zeit und Energie für Partizipation aufzuwenden?

Auf jeden Fall. Praktisch alle Lehrpersonen, die Partizipation in ihren Alltag integriert haben, berichten über positive Erfahrungen. Wenn ihnen im Unterricht einmal die zündende Idee fehlt, fragen sie einfach ihre Schülerinnen und Schüler. Und diese warten in ihrer Frische und Unbekümmertheit manchmal mit überraschenden Vorschlägen auf. Wie jener unscheinbar wirkende basketballbegeisterte Knabe, der im Turnen für die stellvertretende Lehrperson einspringt und eine wunderbare Basketballstunde gibt. Die Kinder waren derart begeistert, dass am Ende alle klatschten. Partizipation steht also auch für ein Miteinander, bei dem viel positive Energie freigesetzt wird. ■



Wo jedes Kind eine Stimme hat

Die Tagesschule Mattenbach in Winterthur lebt seit fünf Jahren das Konzept «Just Community». Ein zentrales Element dieser Form der Schülerpartizipation stellt die Vollversammlung dar.

Text: Iwona Eberle

Mindestens vierteljährlich versammeln sich in der Tagesschule Mattenbach alle 200 Primarschülerinnen und -schüler – vom Kindergarten bis zur 6. Klasse –, um während gut einer Stunde über Anliegen, die die ganze Schule betreffen und die hauptsächlich von den Kindern eingebracht wurden, zu diskutieren und abzustimmen. Beispiele sind die Gestaltung des Pausenplatzes, von Schulanlässen oder der Projektwochen. «Wenn die Vorschläge finanzierbar und sicher sind, setzen wir sie um», sagt Schulleiter Thomas Peter.

Ein sichtbares Resultat der mittlerweile 30 durchgeführten Vollversammlungen ist das Baumhaus hinter dem Schulhaus. Kinder tollten darin herum und saßen auf der Bank davor. «Die Schüler wünschten sich ein interessanteres Schulgelände», erzählt Thomas Peter, «also sammelten wir Ideen und reduzierten sie am Schluss auf eine Handvoll.» Ein Jahr später stand das Baumhaus; berappt wurden die Baukosten aus dem Schulbudget. Der Pausenplatz erhielt eine Ruhezone, eine Partyzone und einen Trotti-/Veloparcours. Und im Sommer findet jährlich ein Schulkino-Anlass statt, der mit einem Popcorn-Verkauf finanziert wird.

Engagiert und diszipliniert

In Sachen Schülerpartizipation ragt die Tagesschule Mattenbach heraus: als eine von wenigen Schulen im Kanton Zürich, die sich für das Konzept der «Just Community» mit Vollversammlungen entschieden hat (siehe Kasten). Die Fachstelle für Schulbeurteilung (FSB) hält die Schule deshalb für vorbildlich.

«Am Anfang gab es zur Organisation der Vollversammlung noch gewisse Bedenken im Kollegium», erzählt Thomas Peter. «Zum Beispiel: Wie geht das, 200 Kinder in der Turnhalle?» Den Ablauf habe das Projektteam deshalb stark strukturiert mit Begrüssung, gemeinsamem

Singen, einem Kurztheater als Einstieg, Kleingruppenarbeit, Sammeln und Präsentieren der Ergebnisse, Singen, dann Abschluss und Aufräumen. Das habe sich bewährt. «Es läuft super», sagt der Schulleiter. «Gerade neue Lehrpersonen sind beeindruckt, wie engagiert und diszipliniert die Schülerinnen und Schüler sind. Ich bin auch sehr stolz, wie die Kinder sich einbringen.»

Entscheidungen respektieren

Neben den Vollversammlungen sind Klassenräte ein weiterer wichtiger Baustein des Konzepts «Just Community». Sie finden wöchentlich statt und werden von den Kindern selbst geleitet. Ein Thema, das in der fünften Klasse von Elisabeth Steiger vor den Sommerferien besprochen wird, sind die Benutzungsregeln des Fussballplatzes. An einer aussergewöhnlichen Versammlung einige Monate zuvor hatten die fussballinteressierten Kinder der Schule entschieden, dass die Mittelstufenkinder den Platz am Morgen benützen dürfen, die Unterstufenkinder am Nachmittag. Es funktionierte gut, lautet der Tenor der Klasse. Elisabeth Steiger hakt nach: «Und ist die Regelung fair?» «Nein, ist sie nicht», räumt ein Junge ein, «weil die Pause am Nachmittag kürzer ist als diejenige am Morgen.» Ein anderer Schüler hält dagegen: «Solange die Unterstufenkinder nicht motzen, ist es okay.» Die Regeln seien nicht so herausgekommen, wie die Lehrpersonen das gewollt hätten, sagt Elisabeth Steiger, aber ihnen sei ein demokratischer Entscheid vorangegangen. «Wir respektieren ihn.» Das Lehrerteam habe sich allerdings eine Probezeit für die Regelung ausbedungen.

Weiter geht es mit einer Witzrunde und dem Besprechen von Ämtli-Diensten in der Klasse. Alles Besprochene wird von einer Schülerin protokolliert. «Klassenräte und Vollversammlungen ergänzen sich

ideal», findet Elisabeth Steiger. «Im Klassenrat werden auch Themen der Vollversammlungen vor- und nachbereitet, und die Kinder können im kleinen Rahmen üben, mitzureden, Meinungen auszutauschen und abzustimmen.»

Manche Themen von Vollversammlungen sind aus dem JC-Briefkasten hervorgegangen – einem weiteren Baustein der «Just Community». Jedes Kind kann dort Anliegen platzieren, und jeder Brief wird vom Lehrerteam gelesen und zusammen mit der Antwort im Schulhaus aufgehängt. Je nach eingebrachtem Thema ist das Anliegen mit der Antwort des Lehrerteams erledigt, kommt in die Klassenräte oder wird gar an einer Vollversammlung diskutiert. Meist handle es sich um Ideen für Veranstaltungen für die ganze Schule. «Das Team nahm an, dass auch Probleme kommen, aber das ist selten, weil sie meist schon auf Klassenratsebene gelöst werden», sagt Elisabeth Steiger.

Weniger Konflikte im Schulhaus

Schulleiter Thomas Peter stellt fest, dass Konflikte unter den Schülerinnen und Schülern seltener geworden sind. «Die Kinder kennen einander dank «Just Community» klassenübergreifend besser. Die Atmosphäre auf dem Pausenplatz ist friedlicher geworden.» Im Unterschied zu herkömmlichen Schulveranstaltungen gehe es eben nicht nur darum, zusammenzukommen, sondern miteinander über inhaltliche Fragen zu diskutieren. Das verbinde und wirke sich auch auf die Identifikation mit der Schule aus. «Die Kinder sind stolz auf ihre Schule: «Hier kann ich mitbestimmen.»

«Just Community» funktioniert. Laut Thomas Peter hat das auch mit der hohen Akzeptanz des Projekts im Team zu tun. «Das Schulhaus-Team war sowieso schon offen dafür. Und die Projektgruppe war sehr initiativ und hatte grosse Überzeugungskraft.» Ausserdem habe sie den anderen Lehrpersonen gerade in der Anfangsphase viele Zusatzbelastungen erspart. Bedenken und Einwände einzelner Mitarbeitender seien anerkannt und ernst genommen worden.

Was ist möglich, was nicht?

Wie der Schulleiter weiter ausführt, seien Meinungsverschiedenheiten im Team allerdings immer wieder eine Herausforderung: Was ist die Rolle von Lehrpersonen und der Schulleitung bei Vorschlägen der Schüler? Wo können und müssen wir steuernd eingreifen, zum Beispiel aus Sicherheitsgründen? Sagen wir den Kindern schon im Voraus, dass etwas nicht funktionieren wird, oder lassen wir sie einfach mal machen? «Es ist eine generelle Frage, wo man die Grenzen zieht, wenn man die Kinder mitreden lässt, und welche Erfahrungen man ihnen ermöglicht oder zumutet», sagt Thomas Peter. «Partizipation



Im JC-Briefkasten können die Kinder ihre Anliegen platzieren. Die Briefe und die Antworten des Lehrerteams werden im Schulhaus aufgehängt.

heisst halt für jeden etwas anderes. Dagegen sind die organisatorischen Fragen Peanuts.»

Thomas Peter und sein Team haben viele Ideen, wie die «Gerechte Schulgemeinschaft» weiterentwickelt werden könnte: zum Beispiel mit spontaneren Vollversammlungen bei aktuellen Themen aus dem JC-Briefkasten oder einem gemeinsamen Tagesanfang. Die Kindergartenkinder sollen noch mehr einbezogen werden. Bisher sind die Kinder des zweiten Kindergartenjahres an einer Kennenlern-Vollversammlung im Frühling mit dabei oder wenn es um die Vorbereitung der Projektwoche geht.

«Die Kinder sollen je länger, je mehr mitreden können, auch wenn es um Unterrichtsinhalte und -methoden geht. Die Partizipation darf nicht bei den Klassenräten und Vollversammlungen aufhören», hält Thomas Peter fest. Sein Team sei überzeugt, «dass Kinder dann gerne zur Schule gehen und gerne lernen, wenn sie sich mit ihrer Schule identifizieren können und sie alle Schulbeteiligten gut kennen. Und wenn sie wissen, dass sie mit ihren Anliegen ernst genommen werden und sich einbringen können.» ■

Konzept «Just Community»

Das Konzept der «Just Community» (deutsch: Gerechte Schulgemeinschaft) wurde vom amerikanischen Psychologen und Pädagogen Lawrence Kohlberg (1927–1987) entwickelt. Die Schule soll ein intensives Übungsfeld für das demokratische Zusammenleben sein.

Zentrale Werte:

- Demokratie erleben: Starke Partizipation (Mitbestimmung/Beteiligung) aller Schülerinnen und Schüler und des Mitarbeitendenteams wird angestrebt.
- Gegenseitiges kennen: Es werden Anlässe und Gelegenheiten veranstaltet, um dies zu pflegen.
- Verantwortung für die Gemeinschaft übernehmen: Die Regeln des Zusammenlebens werden besprochen und sollen eingehalten werden. Mithilfe demokratischer Verfahren werden gemeinsame, gerechte Problemlösungen gesucht.

Wichtige Instrumente:

- Vollversammlungen (Versammlungen der ganzen Schulgemeinschaft): In diesem Rahmen werden Probleme und Anliegen, welche alle Beteiligten der Schule betreffen, besprochen, und es wird nach konstruktiven Lösungen gesucht. Die Vollversammlungen werden durch eine Vorbereitungsgruppe geplant und moderiert.
- Klassenräte: Hier erhalten Probleme und Anliegen, welche die einzelne Klasse betreffen, Raum. (ebi)

Literatur:

Lawrence Kohlberg (1984): Der «Just Community»-Ansatz der Moralerziehung in Theorie und Praxis. In Transformation und Entwicklung: Grundlagen der Moralerziehung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 21–55.





Zwischen Spass und Ernst

Schülerpartizipation an der Mittelschule hat verschiedene Facetten. Vorgaben gibt es nur wenige, trotzdem ist sie an vielen Kantonsschulen selbstverständlich. Ein kurzer Streifzug.

Text: **Reto Heinzel** Foto: **Nadine Lützel Schwab**

Wenn Sascha Deboni von den Partizipationsmöglichkeiten an «seiner» Kanti, der Kantonsschule Zürcher Oberland (KZO), spricht, kommt Begeisterung auf. «Bei uns gibt es eine überragende Vielfalt an Mitwirkungsmöglichkeiten», sagt der 19-Jährige. Zwar gehört der Maturand seit einem Monat zu den Ehemaligen, die Identifikation mit seiner früheren Lern- und Wirkungsstätte ist aber noch immer gross, wie im Gespräch deutlich wird.

In der Schülerorganisation (SO) engagiert hatte sich Deboni schon als Kanti-Frischling, mehrere Jahre lang war er SO-Präsident. «Die SO ist ein Rahmen, in dem man sich nicht nur engagieren, sondern auch wirklich etwas bewegen kann», ist er überzeugt. Ermöglicht werde dies durch eine «wunderbare Kultur des Respekts», die an der KZO herrsche. Wer als SO-Vertreter an einem Konvent aufstehe und seine Meinung äussere oder Vorschläge mache, dem werde nicht nur zugehört, er werde auch ernst genommen. «Und wenn das vor 170 Lehrerinnen und Lehrern passiert, gibt dir das einfach ein total gutes Gefühl», sagt Deboni.

Sich einbringen – auch ohne SO

Die Schülerorganisationen der Mittelschulen stehen für die «klassische» Form der Partizipation, die auch im Mittelschulgesetz und in der dazugehörigen Verordnung verankert sind. Sie erfüllen eine wichtige schulpolitische Funktion, denn in der Regel sind es SO-Vorstandsmitglieder, welche die Schülerschaft im Lehrerkonvent vertreten und dort das gesetzlich vorgeschriebene Stimmrecht ausüben. Zudem stehen Sie in engem Kontakt mit der Schulleitung. Die SO haben aber auch eine andere Seite: Sie organisieren Diskussionsveranstaltungen, Volleyballnächte, Skitage oder Partys und sorgen damit für willkommene Abwechslung im leistungsorientierten Schulalltag.

Wer sich einbringen oder die schulische Entwicklung mitgestalten will, muss jedoch nicht zwingend SO-Mitglied sein, wie das im März 2012 an der KZO gestartete Projekt DFA (Deutsch für Asylsuchende und AusländerInnen) zeigt. Einige Monate zuvor hatten Schülerinnen und Schüler im Freifach Politik beschlossen, einen aktiven Beitrag zur Migrationsthematik zu leisten und Asylsuchenden kostenlos Deutschunterricht zu erteilen. Eine Lehrerin unterstützte die Jugendlichen bei der Umsetzung. Diese Kurse werden bis heute angeboten. Sie finden regelmässig am Freitagabend im Ökumenischen Mittelschulfoyer statt. Im Anschluss an den Unterricht essen Schüler und Kursteilnehmende jeweils zusammen.

Mit dem DFA-Projekt bewarb sich die KZO als Mitglied der UNESCO-assoziierten Schulen, 2013 wurde sie aufgenommen. Dem 1953 gegründeten Netzwerk gehören weltweit rund 10 000 Bildungseinrichtungen an, in der Schweiz sind es derzeit 60 assoziierte Schulen aller Stufen. Von einer UNESCO-Schule wird erwartet, dass sie sich für eine Kultur des Friedens und der Verständigung der Völker und der Kulturen einsetzt. Der Beitritt der KZO inspirierte zwei Lehrpersonen, das Freifach «Nicht nur reden, sondern handeln» ins Leben zu rufen. «Das Interesse war von Anfang riesig», sagt Deboni. Im Rahmen des Fachs entstehen laufend neue Projekte: Schülerinnen und Schüler organisierten unter anderem Solidaritätsaktionen für syrische Flüchtlinge und einen vegetarisch-veganen Tag, um das Bewusstsein für nachhaltige Ernährung zu wecken. Zudem initiierten sie die Reihe «Politik über Mittag» und luden in diesem Rahmen wiederholt Politikerinnen und Politiker für Podiumsgespräche nach Wetzikon.

Schüler als Kursleiter

Ein etwas anderes Gesicht hat Schülerpartizipation am Liceo Artistico. Eine Schülerorganisation gibt es auch dort. Abgesehen von ihrer Tätigkeit als Verbindungsglied zwischen Lehrpersonen und Schülern versteht sich die SO des schweizerisch-italienischen Kunstgymnasiums jedoch vor allem als Bereicherung für den Schulalltag – «damit die Schülerinnen und Schüler mehr Spass haben und mehr interagieren», sagt SO-Mitglied Yasmin Malli. Tatsächlich weisen die meisten SO-Aktivitäten in diese Richtung. Als

Mitsprache an den Berufsfachschulen

De iure gelten für die Partizipation in der Berufsbildung ganz ähnliche Regeln wie in den allgemeinbildenden Schulen. Das eidgenössische Berufsbildungsgesetz räumt den Lernenden «angemessene Mitspracherechte» ein, das Kantonal-zürcher Gesetz konkretisiert diesen Grundsatz: Die Berufsschülerinnen und -schüler haben das Recht, sich zu organisieren und mit einer Vertretung an den Sitzungen der Schulkommission und des Konvents teilzunehmen.

De facto halte sich der Wille der Lernenden zur Mitsprache in Grenzen, sagt Andreas Häni, Rektor des Bildungszentrums Zürichsee (BZZ). Das äussere sich darin, dass die Lernenden in den Sitzungen wenig präsent seien. Einen wichtigen Grund vermutet Häni im Stellenwert der Schule: «Sie hat nicht die gleiche Bedeutung wie für Gymnasiasten. Für viele Lernende ist der Betrieb der wichtigste Lernort.» Dazu kämen ganz praktische Hindernisse. Weil die Lernenden nur ein bis zwei Mal pro Woche an der Schule sind, müssten viele extra anreisen, teilweise von weit her, und womöglich auch noch das Einverständnis des Lehrbetriebs einholen.

Um die praktischen Mitsprachehürden zu senken, trägt an der Berufsschule Mode und Gestaltung in Zürich eine von den Lernenden gewählte «Vertrauenslehrperson» deren Anliegen in die Entscheidungsgremien. Einmal pro Semester leitet Esther Flury, die diese Funktion aktuell innehat, während einer Woche täglich eine Sitzung der Organisation der Lernenden. Daran nehmen jeweils die Klassendelegierten teil, die an diesem Tag Schule haben. «Es ist ein aufwendiges Prozedere, aber es schliesst alle ein», sagt Flury. Natürlich gebe es auch Lernende, die das Mitreden als Chance noch entdecken müssten. «Aber die Partizipationskultur entwickelt sich mehr und mehr.» [ami]



Mitwirkung bedeutet Engagement: Schülerinnen und Schüler der Kantonsschule Zürcher Oberland (KZO) haben im Freifach Politik das Projekt Deutsch für Asylsuchende und Ausländer/innen (DFA) gestartet, das inzwischen seit vier Jahren läuft.

wichtigste Aktion während des Schuljahres bezeichnet die 18-Jährige das – freiwillige – «Wichteln» im Advent, bei dem die Teilnehmenden einander ein kleines Geschenk machen.

Spass und Begegnungen verspricht jeweils auch der jährlich stattfindende Aktionstag «SOL mal anders». Initiiert wurde der jeweils kurz vor den Sommerferien steigende Event von einer schulinternen Kommission. Seit mehreren Jahren ermöglicht «SOL mal anders» den Gymnasiastinnen und Gymnasiasten, einen Tag lang das Zepter in die Hand zu nehmen und den Unterricht durch Kurse zu ersetzen, die dann von den Mitschülern gebucht werden können. Selbstorganisiertes Lernen in Reinkultur.

Die Vorbereitungen begannen jeweils im Mai, sagt Malli. Ein Organisationskomitee, bestehend aus einem Lehrer und Vertretern aller Klassen, sammelt so lange Kursvorschläge, bis 20 oder mehr Morgen- und Nachmittagskurse beisammen sind. Ob Computer- oder Henna-Tattoo-Kurs, Uetlibergwanderung, Portugiesisch, Unterwasserfotografie, Kochen, Klettern oder das Nähen einer Ledertasche – der Fantasie scheinen keine Grenzen gesetzt. Besonders gut besucht war dieses Jahr der «Galapagos-Kurs»: «Die Teilnehmenden lagen den ganzen Morgen lang wie Schildkröten herum. Dazu assen sie und schauten sich Kinofilme an», erzählt Yasmin Malli schmunzelnd. «SOL mal anders» sei

zweifelloso ein sehr spezieller Tag, der Entspannung bringe und Freude mache – «und mit Frontalunterricht nichts zu tun hat».

«Der Ball liegt bei den Schulen»

Die Beispiele dieser beiden Kantonsschulen zeigen, wie unterschiedlich Schülerpartizipation an Mittelschulen aussehen kann. Abgesehen vom Recht auf Teilnahme an Lehrerkonventen gibt es keine verbindlichen Vorgaben oder Empfehlungen. «Der Ball liegt bei den Schulen», sagt Reto Givel, der im Mittelschul- und Berufsbildungsamt (MBA) für die Mittelschulen zuständig ist.

Die Gymnasien selbst legen grossen Wert auf die Mitwirkung der Schülerinnen und Schüler. Eine Kurzumfrage des Schulblatts hat ergeben, dass viele Gymirektorinnen und -rektoren die Mitwirkung der Schüler als bedeutend einstufen und es eine Vielfalt an Gefässen gibt, die als Ausdruck einer lebendigen Schulkultur verstanden werden können.

Es gibt aber auch Schulen, an denen sich die Schulleitung mehr Engagement wünscht. «Die Schülermitwirkung an unserer Kanti empfinde ich derzeit als eher schwach», sagt der Rektor der Kantonsschule Uster, Patrick Ehrismann. Zwar nähmen die SO mit drei Mitgliedern an den Konventssitzungen teil. Die Organisation entscheide jedoch selbst, ob und wie sie die Mitschüler über die Beschlüsse informieren wolle. «Die Kommunikation

innerhalb der Schülerschaft läuft deshalb nicht immer gut», sagt der Rektor. «Oft bringen die SO-Vertreter einfach ihre individuelle Meinung zum Ausdruck.»

Ein System von Klassendelegierten soll nun Abhilfe schaffen. Ab dem neuen Schuljahr werden die Konventsthemen vorgängig unter der Leitung von SO-Klassendelegierten in den Klassen diskutiert. In der SO-Klassendelegiertenversammlung soll dann die Mehrheitsmeinung der Schülerinnen und Schüler bestimmt werden.

Vom neuen System erhofft sich Ehrismann, dass die Schülerinnen und Schüler die Schulpolitik stärker mitgestalten. Er ist zuversichtlich, dass sich das neue System bewähren wird, weiss aber, dass der Erfolg auch vom Engagement der einzelnen Schülerinnen und Schüler abhängt. «Ausschlaggebend ist allerdings, dass die Schule überhaupt eine kontinuierliche und echte Mitbeteiligung in allen Bereichen der Schulentwicklung ermöglicht.»

Das sieht auch Maturand Sascha Deboni so. «Damit Schülerpartizipation gelingt, braucht es sowohl Schüler als auch Lehrpersonen, die mit viel Herzblut dabei sind», ist er überzeugt. Man müsse jedoch auch akzeptieren, dass sich Engagement, das über den Fachunterricht hinausgehe, nicht verordnen lasse. «Es gibt viele, die sich einsetzen und Ideen verwirklichen, aber es gibt auch jene Schüler, für die Schule einfach Schule ist. Und das ist auch gut so.» ■